30. Dezember 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 298

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(22. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

Doch der machte keine Miene, danach zu greifen. Statt dessen fragte er: „Doktor, sind Sie sich klar, was Sie begangen haben?"

„Ich war mir von allem Anfang an klar. Ich hab' mich des Versicherungsbetruges schuldig gemacht. Das wird mit Gefängnis, eventuell sogar mit Zuchthaus bestraft. Ich bin kein Kind, Hochwürden. Ich hab' wohl gewußt, was mir da blühen könnte. Aber ich hab's doch tun müssen. Das Risiko gehört halt mit dazu . . ." Er sprach ganz ruhig. Er verteidigte sich nicht. Er entschuldigte sich nicht. Er stellte ein Faktum fest.

„Wer red't denn vom Gericht?" begehrte Weidmüller auf. „Das müssen S' mit dem alten Spannagel abmachen! Da kann ich Ihnen nicht helfen . . ."

„Ich hab' auch keine Hilfe verlangt, Hochwürden!" Martin steckte den Brief in die Tasche zurück, legte die Zigarre in die Aschenschale und wollte aufstehen.

„Bleiben S' sitzen!" knurrte der Propst. „Aber ich hab' einen Selbstmörder eingesegnet, weil Sie, Herr Doktor Martin Wagenmeister, mir wissentlich falsche Angaben über seinen Tod gemacht haben!"

„Hochwürden: Wollen Sie der Christel den Vater wieder ausgraben?"

Der Propst zog sich schwermassig in die Höhe. Schaute nun, auf beide Fäuste gestützt, über den Schreibtisch und starrte in den Garten hinaus. Das alte, solide Möbel schien sich unter seiner Wucht zu biegen. So stand er und rührte sich nicht. Dann sagte er: „Geb'n S' her, den Brief!" Wie ein Befehl klang das. Mit lautlos sich bewegenden Lippen las er, schüttelte ab und zu den Kopf. Einmal unterbrach er sich und schaute Martin unverwandt an. Kein Wort sprach er dabei und nahm dann die Lektüre wieder auf.

Martin rührte sich nicht. Die Sonne lag in all ihrem Glanz über dem Schreibtisch und dem weißhaarigen Priester vor ihm.

Der Propst war fertig. Er faltete die acht Seiten zusammen und gab sie Martin zurück. „Hat Christel den Brief gelesen?"

„Nein!" Martin zögerte, dann setzte er hinzu: „Schau'n S', Hochwürden: Ich hab' nicht wollen, daß sie mitschuldig wird. Wenn sie mich vor Gericht stellen, dann können sie doch wenigstens dem Mädel nichts anhaben. Die hat von nichts gewußt! Von gar nichts!"

Der Geistliche erhob sich wiederum. „Das war verkehrt, Doktor! Sie sind ja hierhergekommen zu mir — so, na, sag'n wir halt: um eine inoffizielle Beichte abzulegen. Nicht wahr? Ich kann Ihnen nur das eine raten: Geben Sie der Christel den Brief zu lesen! Die hat ein Recht darauf!"

Martin horchte auf. Dasselbe, fast mit den gleichen Worten, hatte Irma Atterstein gesagt . . . Der Mann im Priesterrock und diese große Weltdame sprachen das gleiche Urteil. Hatte er also unrecht?

„Die Christel wird Ihnen helfen!" fuhr der Propst fort. „Die ist ein ganzer Mensch! Sie wird Ihnen tragen helfen, was zu tragen sein wird!"

Martin ergab sich. „Gerad' das hab' ich vermeiden wollen . . ."

Der Propst goß ihm ein zweites Glas ein. „Prost! Austrinken! sag' ich. So . . . Und wegen des Begräbnisses — da kann ich halt nicht allein entscheiden; da muß der hochwürdigste Herr Bischof amtswalten. Aber seh'n S', Doktor: Der alte Herrgott, der ist gar kein so übler Mann! Den muß man nur kennen! Wenn man so zu ihm als reuiger Sünder kommt, dann läßt er schon mit sich reden!"

31. Kapitel.

Christine konnte Martins Bestellung an den Freund Heitzenberger in Spitz nicht ausrichten, denn sie war gar nicht fortgefahren.

Als Baronin Irma erschien, um sie abzuholen, erzählte sie, was geschehen war. „Wo ist er hin?" grübelte sie. „Warum lügt er mich ununterbrochen an?"

„Warten wir auf ihn!" schlug Irma vor.

So saßen sie im Garten, als Martin heimkam. Irgendwie war er gar nicht so überrascht, als er es hätte sein müssen; aber an seinem Gesicht war zu merken, daß sich etwas Außerordentliches ereignet hatte.

„Christel," fing er ohne Umschweife an, „ich war beim Gericht. Man hat mich verhört, und, so wie es aussieht, werden sie mir wohl auch den Prozeß machen . . . Ich hab alles total verpatzt — alles!"

Er hielt inne und blickte, wie um Entschuldigung bittend, die beiden Frauen an, die nebeneinanderstanden. Irma Atterstein hielt den Arm um Christines Schulter, und ihre Augen waren voll dunklen Feuers.

Martin sprach ernst, mit einer Stimme, deren Tonlosigkeit bei ihm fast erschreckend wirkte. Aber plötzlich war Klang in der Stimme; sie wurde kräftig, aufbegehrend. Um seinen Mund zog der Schimmer eines Lächelns. „Sie haben recht gehabt, Frau Baronin: Mir ist nichts Gescheiteres eingefallen . . . Dabei hab' ich mir eingebildet, ich brächt's so durch, daß du, Christel, den Brief da nicht zu lesen brauchtest. Ich hab' sogar geglaubt, ich wär' so gescheit, daß mich auch das Gericht nicht packen könnte . . ."

Er hatte den Hut noch immer in der Hand. Doch nun ward ihm der zuviel. Er knäulte ihn zusammen und schlug ihn auf die Gartenbank. Der alte, der unwiderstehliche Martin, riß sich aus all dem Wust von Lügen, heimlichen Sorgen, Verdrehungen, Fälschungen

heraus: „Ich war beim Propst, und der hat mir gesagt, daß ich ein — — na, daß ich Unrecht getan hab', weil ich dich den Brief des Vaters nicht hab' lesen lassen. Und da hast du ihn jetzt, Christel! Und, Frau Baronin, wenn ich schon Farbe bekennen muß, dann — dann wär's mir am liebsten, Sie wüßten ebenso wie die Christel, warum man mich einsperren will!"

Da wurde Irma Atterstein purpurrot. Sie hatte ihn verstanden. Er ließ sich auf die Bank fallen und griff an seinem Hut herum. Christine hatte den Brief in der Hand und rührte sich nicht.

„So lies doch!" drängte der Bruder.

Mechanisch gehorchend, setzte sich das Mädchen neben ihn, glättete mit zärtlichen Fingern das zerdrückte Papier und las.

Dieser letzte Brief, den der alte Wagenmeister am sonnigen Spätnachmittag, allein in seiner Kanzlei sitzend, an seinen ältesten Sohn geschrieben hatte —, dieser Brief begann: „Mein lieber Martin! Du bist mein ältester Sohn, und zu Dir muß ich sprechen. An wen sonst soll ich mich wenden? Wem soll ich gestehen, daß ich ein Verbrechen begangen habe — —"

„Mein Gott —!" schrie Christine auf.

„Lies weiter! Weiter!" drängte Martin.

Und Irma stellte sich hinter Christine, um ihr die Hand auf den Kopf zu legen. Es war überraschend, wieviel mütterliche Zärtlichkeit dieses Weltkind in Vorrat hatte.

„— — und daß ich das in mich gesetzte Vertrauen schmählich täuschte —?" Mit dem Bankrott der Textilfabrik Schauffler in Krems fing die Tragödie an. Die Heiligenburger Filiale der Landessparkasse verlor dabei 35 000 Schilling. Erster Schlag. Karl Wagenmeister war dafür verantwortlich. Er hatte auf eigene Faust Hans Schauffler, dem Sohn, das Geld geliehen, weil er mit dem Vater zusammen in die Schule gegangen war und weil ja die Firma völlig sicher schien: Immobilienwert allein 275 000 Schilling. Aber der junge Schauffler hatte nicht die „Kopf-durch-die-Wand-Ehrlichkeit" des Vaters. Er verschwieg dem alten Wagenmeister, daß die Fabrik bis zum höchsten Dachziegel mit Hypotheken belastet und daß die Warenvorräte bis auf die letzte Spule Garn lombardiert waren. Er nahm die restlichen 12 000 Schilling aus seinem Geldschrank, verschwand südwärts und ließ den Freund seines Vaters mit einem Loch in der Kasse zurück, das der aus Eigenem nie mehr aufzufüllen imstande war . . . Das war der Anfang vom Ende.

„Du wirst Dich fragen," schrieb der alte Wagenmeister an seinen Sohn, „warum ich keine Hypothek auf unser Haus aufnahm? Was Du jetzt gezwungenermaßen tun mußt, wäre freiwillig ausgeführt, meine Rettung gewesen. Aber ich hatte eine Scheu davor, Eigentum anzurühren, das ich nicht als das meinige, sondern als das meiner Kinder betrachtete. Ich fühlte mich auch vollkommen imstande, den Verlust auf andere Weise wiedergutzumachen. Also griff ich nach dem Eigentum, das noch weniger mir gehörte: dem Kapital meines Unternehmens. Ich tat es bewußt und in der festen Ueberzeugung, das Geld nur zu entlehnen. Viele Defraudanten — ein furchtbares Wort, mein Sohn, das ich nun habe in mein Lexikon aufnehmen müssen! — werden mit dem gleichen guten Vorsatz anfangen. Man überschätzt sich und tut damit den ersten Schritt zum Ruin. Ich wollte das Haus nicht anrühren und habe nun alles verloren, was für Euch bestimmt war. Und mehr noch.

Martin, Du wirst das als Mann, der selbst seinen Berufsstolz hat, begreifen und würdigen: Ich schämte mich. Die Angelegenheit war ein furchtbarer Schlag für mein Selbstbewußtsein. Ich habe meine Pflicht verletzt, indem ich mich auf Hans Schauffler verließ, als er mir eine notariell beglaubigte Abschrift aus dem Grundbuch zeigte, wonach auf seinen Fabrikimmobilien nur ein erster Satz in Höhe von 120 000 Schilling lag. Ich ließ sogar das ihm gewährte Darlehen nicht hypothekarisch eintragen, da ich noch Zeit genug dafür zu haben glaubte und unnötige Speisen sparen wollte. Meine Pflichtvergessenheit bestand darin, daß ich den Sohn für ebenso ehrenwert hielt wie den Vater. Ich habe nicht einen Moment daran geglaubt, daß der Sohn des alten Schauffler, mit dem ich auf der gleichen Schulbank gesessen bin, ein Betrüger sein könnte. Ich bin mit der Zeit und dem Tempo ihrer Menschen und Verhältnisse nicht recht mitgekommen. Diese Tatsache ist mir im weiteren Verlauf der Dinge immer klarer geworden."

Der weitere Verlauf der Dinge: Der alte Wagenmeister wollte das Loch zustopfen. Er beging die zweite Pflichtverletzung: Er trieb den Teufel mit dem Beelzebub aus und begann zu spekulieren. Gar nicht einmal so ungeschickt stellte er sich dabei an. Da er bis zur nächsten Bilanz ein halbes Jahr Zeit hatte, legte er auf den fingierten Namen Josef Steinlechner ein Konto für 30 000 Schilling an und überwies diese bis auf ein paar hundert Schilling einem ihm bekannten Börsenmakler in Wien. Diese Transaktion ließ er ganz offen durch die Bücher gehen und kaufte allerlei internationale Papiere, die er sich selbst heraussuchte.

Er setzte die 30 000 Schilling, die ihm nicht gehörten, nicht auf eine einzige Karte. Er verteilte sie. Schob den Gewinn des einen Papiers auf das andere. Kombinierte. Jonglierte. Aus dem in sorgloser Beschaulichkeit dahinarbeitenden Normalmenschen wurde ein von steter Unruhe und Nervosität getriebener Hasardeur. Er führte in der Zelle der Kanzlei geheime Telephongespräche. Wechselte Briefe in Chiffren. Studierte in seinem Zimmer in der Nacht die Kursberichte. Saß mit liebenswürdig-aufmerksamem Berufsgesicht im Büro und diskutierte mit dem Stadtbaumeister Alois Mondra aus Dobersberg die wichtige Frage, ob der zu Beginn seiner Bauarbeit 6000 oder nur 2000 Schilling, den Rest so nach und nach abheben sollte. Dabei berechnete sein Gehirn den Kursgewinn seines Papiers. Er lernte es, sich zu beherrschen und seine Gesichtszüge in Zucht zu halten. Seine an sich etwas gravitätisch-würdevolle Art wurde zur Maske, hinter der sich Angst, Sorge, unruhige Nächte, das ganze aufreibende Hin und Her des Börsenspielers bargen.

Je wilder, je verzweifelter der Spieler in ihm wurde, desto mehr verstärkte sich ganz von selbst das Aeußere einer soliden, wohlabgemessenen Bürgerlichkeit. Er erschien jeden Nachmittag nach fünf Uhr im Kaffeehaus, trank seine Melange und spielte seine Tarockpartie bis um sieben. Am Sonntag begleitete er Christine und Dr. Richard Weyer in den Tennisklub, wo sich um diese Zeit Heiligenburgs vornehme Welt zu versammeln pflegte und bei Kaffee und Gugelhupf die Zeitläufte besprach. Er nahm mit größter Regelmäßigkeit an den Sitzungen des Gemeinderats teil, zu dessen Zweitem Vorsitzenden er nach dem Tod des Notars Dr. Neuerer gewählt wurde; besuchte mit seiner Familie die Rokokobar und tanzte dort sogar ein paar Runden . . . Kurz und gut: Er erfüllte in jeder Weise die sozialen, ethischen und wirtschaftlichen Aufgaben, die seine Existenz ihm stellte.

(Fortsetzung folgt)

Das Glückwunschtelegramm

Eine Silvesterverwirrung von P. Bergenholt.

Hiltrup hatte zwischen den Festen seine Sensation: Dr. Herbert Rinck wird sich Silvester mit Anni Bardekow verloben! — Die Belanglosigkeit dieses Ereignisses wandelt sich in Bedeutung, wenn man weiß, daß sie seit langem einen erbitterten Prozeß wegen eines Streifen Landes führten, daß demnach die Honoratioren Hiltrups während der Gerichtshängigkeit zu Parteien pro und contra gezwungen waren, daß der Streit mit der Verlobung ein stillschweigendes Ende fand, und daß somit eine Neuorientierung der gesellschaftlichen Lage notwendig war.

Diese Neuorientierung war zwischen den Festen Gesprächsstoff aller irgendwie in Betracht kommenden Familien: Die Frauen beorderten ihre Männer, daß sie abends im „Goldenen Anker", wo sie infolge des Bardekow-Rinck-Zwistes scharf getrennt saßen, die gegenseitigen spitzigen Sticheleien unterlassen sollten, was zur Folge hatte, daß Hiltrup nachts viel mehr schwankende und debattierende Gestalten sah als je zuvor. — Die Männer beorderten ihre Frauen, daß sie von jetzt ab der Nachbarin wieder überm Gartenzaun weg einen guten Tag böten, hämische Bemerkungen unterließen und auch sonst zutraulich täten. — Auch das geschah sehr prompt und mit dem Erfolg, daß man allseits über alle Intimitäten Bescheid wußte.

So war die Lage ziemlich befriedet, als man sich Silvesterabend zur festlichen Verlobung einfand, die unter der tadellosen Regie der Väter Bardekow-Rinck so geordnet war, daß je ein Herr der einen Partei eine Dame der anderen zu Tisch führen, die Redner wechselseitig, die Rededauer bestimmt sein sollte. Viertel vor 12 sollten dann die eingegangenen Glückwünsche verlesen werden, Punkt 12 mußten die Pfropfen knallen, damit man gleichzeitig auf das Paar und das neue Jahr anstoßen könnte, und ferner sollten ebenfalls Glock 12 Kanonenschläge das Zeichen geben zu einem Feuerwerk, einem Fackelzug und einem Gesangvereinslied.

Und so saßen denn Silvesterabend Bardekower und Rincker einträchtig im Ankersaal. Das Essen und die Weine waren vorzüglich. Die Reden verliefen in programmäßiger Würze und Kürze. Man scherzte, zog Knallbonbons, aß Vielliebchen. Als die Eltern sich, um weitere Zersplitterung der Aufmerksamkeit zu verhüten, darauf besannen, das Brautpaar, dem doch das Fest galt, durch Verlesen der Glückwünsche wieder in den Mittelpunkt des Abends zu rücken: Rinck sen. klopfte, da ihm die Aufgabe des Vorlesens zugefallen war, ans Glas und mit väterlich wonnetropfender Stimme verkündigte er die vorliegenden, lapidaren Glückwünsche.

Als er das letzte Telegramm hob, umdüsterte sich sein vordem unter der knappen Klarheit der Worte ebenso klarer Blick ein wenig, und er stutzte, als er las:

„Ev. Joh. IV. 18" . . . und nichts! — Die Elternpaare schauten sich erstaunt fragend an, und zweifelnd gingen die wortgewordenen Fragen weiter um die Tafel:

„Was heißt das? . . . Von wem kommt das Orakel? . . . Wer kann es lösen? . . . Hat jemand eine Bibel zur Hand?" — Die Fragen kreuzten sich schwirrend, die Bibelunfestigkeit war beschämend, das Fehlen des heiligen Buches erhöhte das Beschämende.

Rinck sagte nur das einzige, was sich zur Zeit überhaupt sagen ließ:

„Es ist ein Telegramm unseres allverehrten Dr. Termühl, des besten Freundes des Hauses Bardekow, der leider durch eine Reise an der Teilnahme des Festes verhindert ist! . . ." Als das Buch erschien, blätterte Vater Rinck eifrig und verlas dann zögernd und stockend und so, als lese er nicht recht, den Text des zitierten Wortes:

„Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann!" — Ein betretenes Schweigen folgte. Die zuständigen Elternpaare wechselten sämtlich die Farbe. Das junge Paar schaute verdutzt und etwas mißtrauisch drein. Die übrigen winkelten vielsagende Blicke aus lauernden Augen und fragten tuschelnd:

„Was bedeutet das???" . . . Ein furchtbarer Verdacht stieg auf! . . .

Die vorherigen Rincker flüsterten:

„Wie? . . . Die Anni Bardekow fünf Männer??"

Und die früheren Bardekower raunten:

„Was? . . . Der Doktor Rinck nicht ihr Mann??"

Man rückte merklich voneinander ab. Unglaublich schnell tauchte wieder Parteiung auf. Hier riet man an dem Rätsel so, dort anders. Die Rincker machten den Bardekowern, diese aber den andern erheblich scheelsüchtige Augen und Mienen.

Auf der anderen Seite grollte es vernehmlich.

„Der Doktor, dieser Herr Rinck jun., scheint ja ein tüchtiger Mann und unsauberer Patron zu sein!!"

Ueber eins war man sich klar: Der Absender dieses ominösen Telegramms wußte sicher noch mehr, als man ahnte! . . . Sprach der schon von Fünfen, waren es gewiß noch mehr! . . . Sechse, sieben oder acht! . . . Wer konnte das bei solcher Scheinheiligkeit feststellen? . . . Und der feine Bräutigam: Wenn der schon einer anderen das awort gegeben hatte, wienielen mochte er bereits zum Verhängnis geworden sein? . . . Dieser Don Juan!!

„Eine nette Gesellschaft das!" hämelten die einen, und die anderen taten nicht minder: „Nette Gesellschaft!"

Die vorher noch so friedliche Lage spitzte sich zu und schwang durch Türen und Fenster zu denen, die Feuerwerk machen, die Fackeln abbrennen, die singen wollten . . . Die Sänger unterließen ihr: „Wir winden dir den Jungfernkranz", die Fackler bohrten ihre schon brennenden Lunten in die Erde, daß es finster blieb, und die Feuerwerker warfen die Feuerwerkskörper in die Gruppen der Uebrigen, daß es ordentlich Beulen gab. Dann fielen sie alle übereinander her. Stark und heftig.

Oben die Elternpaare hatte ihre diversen Kinder zu sich genommen. Vater Rinck schleuderte Vater Bardekow einen flammenden Augenblitz zu, der besagte:

„Morgen am Tag beginnt wieder unser Prozeß!"

Die sengenden Blicke Bardekows erwiderten:

„Und nun bis aufs Messer!"

Die Kinder aber, vorher noch gewillt, den Segen des neuen Jahres für ihr Glück einzusetzen, trennten sich zornsprühend mit einem verächtlichen, gehässigen:

„Du!" . . . „Du!" . . .

Funkelnde Männeraugen kreuzten sich mit hämischen Frauenblicken. Man war sich klar, wo man in dieser unsauberen Affäre zu stehen hatte: Hie Bardekow . . . Hie Rinck! . . . Bis mitten in diese Verwirrung ein Depeschenbote preschte, der ein neues Telegramm schwang, etwas von postalischer Richtigstellung rief und Quittung erwartete.

Also öffnete Rinck sen. seiner Aufgabe gemäß das neue Telegramm und kam sich ziemlich fehl am Platze vor, weil alles in Trennung und Aufbruch begriffen war.

Indes: Er öffnete! — Las erst sehr leise, dann erstaunt, dann laut und mit einer Erregung, die die Aufbrechenden nochmals zum Verweilen zu zwingen suchte:

„Telegramm Termühl verstümmelt. — Stop. — Text richtig: „1. Ep. Joh. IV. 18" . . . Und nun dämmerte die Erkenntnis, daß „Epistula" und „Evangelium" in der gewählten Abkürzung verstümmelt und infolgedessen mißverstanden worden war!

Also griff man wiederum zur Bibel, bläterte hastig und fast fiebernd und las jetzt den neuen Text:

„Furcht ist nicht in der Liebe!" . . . sonst nichts! —

Da schwand aus den Augen der Väter der schon wieder begonnene Prozeß, die Parteien näherten sich einander, die beiden Mütter vergossen Freudentränen: „O, ihr lieben Kinder!", die Pfropfen knallten, wenn auch verspätet, feurig hell auf. Und draußen stieg das Feuerwerk, das noch vorhanden war, die Fackeln flammten, die Sänger sangen. Und alles war froh bewegt zum Glückwunsch an das junge Paar und zum Beginn des neuen Jahres, das eitel Wonne erschien . . .

Wissenswertes Allerlei

Unter Kohle versteht man im allgemeinen die von der Natur gebildeten Produkte. Der Kohlenstoffgehalt nimmt mit dem Alter zu; man schätzt ihn bei Anthrazitkohle auf 95 Prozent, bei Steinkohle auf 80—82 Prozent, bei Braunkohle auf 70 Prozent. Torf, der sich erst im Verkohlungsprozeß befindet, hat einen Kohlenstoffgehalt von nur etwa 60 Prozent. Die gesamten Kohlenlager der Erde sollen etwa 7363,5 Milliarden Tonnen Kohle enthalten. In Amerika befinden sich die größten Kohlenlager, nämlich 69 Prozent von den Kohlenvorräten der Erde. In Afrika sind nur 0,8 Prozent von den Weltkohlenvorräten vorhanden, in Australien 2,3 Prozent, in Asien 17,4 Prozent, in Europa 10,5 Prozent. Die Gesamtkohlenförderung betrug im Jahre 1930 1410 Millionen Tonnen, 1931 nur 1251 Millionen Tonnen. 1932 ging die Förderung noch weiter zurück, 1933 aber zeigte sich ein Aufschwung. Deutschland steht an zweiter Stelle der kohleproduzierenden Länder, Amerika an erster.

*

Ein norwegisches Ehepaar hat kürzlich den 65. **Jahrestag** seiner Vermählung gefeiert. Zusammen mit den 4 sehr angejahrten „Brautjungfern" hatte die Festgesellschaft ein Alter von 474 Jahren.

Der Mann, der in sich ging

Silvester-Humoreske von Otto Wilhelm Beise

Den eigentlichen Anlaß gab Susanne.

Susanne war auf Gitta, Olly und Irmalotte gefolgt, hatte Irene direkt abgelöst. Gitta, Olly, Irmalotte und Irene waren die Irrtümer der früheren Jahre gewesen — aber Susanne war die große Leidenschaft. Susanne war das Mädchen, nach dem man sich sehnt. Susanne liebte er, rein, leidenschaftlich. Ja, und nur Susanne würde er heiraten. Mit Susanne wollte Werner Wendland die Silvesternacht verbringen. Seit Tagen hatte er sich darauf gefreut. Und ausgerechnet sie brachte es fertig, ihm seinen schönen Plan zu zerstören. Ihm zu sagen, daß es leider nicht ginge, daß sie sich — an diesem Abend — unter keinen Umständen frei machen könnte. Daß ihre Eltern es ihr niemals verzeihen würden, wenn sie die Silvesternacht außerhalb verbrächte.

Kein dringendes Telephongespräch, kein Bitten, kein Drohen und Betteln vermochten sie zu erweichen, ihren Entschluß umzustürzen.

„Neujahr gern — Silvester nein", das war der Kehrreim, Endergebnis und Quintessenz aller Bemühungen.

Wendland war sehr verärgert. Zuerst hatte er die Absicht, sich allein in den Trubel des Silvestertreibens zu stürzen. Aber dann gab er diesen Plan doch wieder auf. Er beschloß, Silvester zu Hause zu bleiben und teilte diesen Vorsatz auch in einem ernsten, tapferen, männlichen Brief Susanne mit. Er wußte genau, warum er es tat. Er war zu stolz, Vorwürfe auszusprechen, aber wenigstens sollte sie sehen, was sie ihm angetan. Reue sollte sie verzehren, wenn sie mit ihren Eltern und Geschwistern und den Freunden des Hauses um den runden Tisch saß und geschäftig die Gläser füllte. Sie hatte ihm ja angeboten, hinzukommen — aber diese Einladung hatte er ausgeschlagen.

Er blieb zu Hause und basta. Natürlich wollte er nicht unbewaffnet der schlimmen Nacht gegenübertreten, hatte sich deshalb zur rechten Stunde mit Zigaretten und Getränken in ausreichender Menge ausgerüstet. Mit den Getränken fing er um sechs Uhr an. Pünktlich um zehn Uhr begann er, auch den Silvesterpunsch in Angriff zu nehmen. Eine Stunde verging mit Proben und Wasserkochen und Wiederproben. Dann war es geschafft. Er schleppte die Punschbowle in sein Arbeitszimmer, baute die Pfannkuchen daneben auf, in deren getürmtes Gefüge er inzwischen schon manche Bresche geschlagen hatte — füllte sein Glas und erwartete die Mitternachtsstunde.

Die Uhren schlugen beinahe gleichzeitig. Lärm und Jubel und Prost-Neujahrsgeschrei erfüllte die Straßen. Weit stieß Wendland die Fenster auf, daß winterliche Luft kühlend ins Zimmer strich, schrie sein Prost Neujahr, dachte an Susanne, die fern war, und leerte voll Andacht sein Glas.

Als Wendland sich schwankenden Schrittes wieder zu seinem Sessel zurückpirschte, als er den Deckel von der Bowle hob, um sein Glas erneut zu füllen, entglitt der zerbrechliche Gegenstand seinen zitternden Händen. Die Bowle — war leer! . . .

Schwer fiel Wendland in seinen Stuhl. „Das neue Jahr fängt ja gut an," seufzte er. Er hätte nun Hut und Mantel nehmen können, hätte irgendein Lokal aufsuchen können. Doch verstieß das gegen seinen Vorsatz, allein zu bleiben, die Menschen zu fliehen.

Er hätte weinen mögen vor Mitleid mit sich selbst. Aber er weinte nicht. Er hätte ins Bett gehen und sich die Decke über die Ohren ziehen können, er tat es nicht. Er hatte sich vorgenommen, die Nacht zu durchwachen, und nichts würde ihn in diesem Entschluß wankend machen. Er saß also in seinem Stuhl und dachte nach.

„Einmal im Jahr wenigstens muß man bei sich einkehren — und wenn dies auch gleich ein schlechtes und verrufenes Lokal ist," meditierte er. „Einmal soll man Inventur aufnehmen über sich selbst, soll versuchen, — mit sich ins Reine zu kommen. Und welcher Zeitpunkt könnte dafür besser geeignet sein als die Nacht, in der ein altes Jahr geht — ein neues kommt?"

Er sprang auf, holte sich Bleistift und Papier.

„Wie bin ich?" schrieb er mit etwas krakeligen Buchstaben. Und starrte nun lange ins Leere, mit glasigen Augen, fest entschlossen, ein genaues Bild seines Ichs zu entwerfen.

Er dachte an Susanne — immer, wenn er dachte, dachte er an Susanne. Vielleicht tat sie recht daran, sich heute ihren Eltern zu widmen. Vielleicht war es bloß krasser Egoismus, der ihn dagegen hatte aufbäumen lassen.

„Selbstsüchtig" schrieb er.

Wenn er morgen mit ihr ausging . . . Ja, warum gingen sie überhaupt immer aus? Untergrub er damit nicht die hausfraulichen Vorzüge, die auch in Susanne sicherlich schlummerten? Und war es nicht töricht, immer herumzubummeln, statt schön friedlich zu Hause zu sitzen und gemeinsam ein gutes Buch zu lesen?

„Verschwenderisch" schrieb er.

Uebrigens: manchmal kam er sich der Liebe dieses herrlichen Mädchens direkt unwürdig vor. Sie vertraute ihm so — und er? Er hatte ihr bislang noch nicht einmal von seinem früheren Leben erzählt.

„Unaufrichtig" schrieb er.

Er hätte noch mancherlei bedenkliche Eigenschaften an sich entdecken können. Aber die genossenen Pünsche lähmten sein Hirn, er wurde müde und suchte brummend und tappend sein Bett auf . . .

Am Neujahrsnachmittag traf er sich wie verabredet mit Susanne.

„Und warst du sehr traurig, diese Nacht, ohne mich?" fragte sie teilnahmsvoll.

„Ich war ernst," erwiderte er und machte ein hartes, energisches, männliches Gesicht.

Sie wanderten in den verschneiten Anlagen umher, wortkarg, ohne das übliche heitere Geplauder.

„Du bist nicht wie gewöhnlich," sagte Susanne und glaubte, er trage ihr die Absage für den Silvesterabend noch nach.

„Ich bin nur nachdenklicher als gewöhnlich," meinte er und fühlte den Beichtzettel, der in seiner Tasche knisterte.

„Wollen wir nicht endlich Kaffee trinken gehen," schlug Susanne, nach anderthalbstündiger Wanderung, vor. „Ich bin todmüde und halb verdurstet."

„Ich dachte, meine Gesellschaft wäre dir ein ausreichendes Vergnügen," sagte Wendland. „Ich finde, ich bin viel zu verschwenderisch gewesen bisher, man sollte in solchen Notzeiten ein bißchen haushalten. Immerhin — eine Tasse Kaffee kann man ja trinken!"

Er bestellte wirklich nur zwei Tassen Kaffee. Keinen Kuchen. Keine Schlagsahne. Susanne sah ihn von der Seite an, mit erstaunten Augen. Sie war verwirrt, fand sich nicht mehr zurecht.

Schließlich stand sie auf, ging wiegenden Schrittes zum Büfett, wählte zwei Tortenstückchen, bezahlte an der Kasse.

„Er ist ja ein Knicker," dachte sie. „Jetzt kommt es heraus."

Der Ober brachte das Gebäck. Wendland tat, als sähe er nichts. Obgleich sein Magen knurrte nach dem langen Spaziergang in frischer Luft.

„Dies Mädchen da," sagte er, auf einen neuen Gast deutend, „das erinnert mich an Olly."

„Wer ist Olly?" wollte sie wissen.

Da erzählte er alles von Olly. Breit, ausführlich. Und nicht nur von Olly sprach er — auch von Gitta, Irmalotte und Irene.

„Warum erzählst du mir das?" fragte Susanne, die, bald blaß, bald rot werdend, unruhig und empört zugehört hatte.

„Du sollst alles wissen," erwiderte er. „Wir müssen aufrichtig sein — ich war es lange nicht genug."

„Jetzt bist du's um so mehr," meinte Susanne spitz. „Wirklich — es scheint, daß ich jetzt alles weiß."

Er merkte nicht den ironischen Tonfall ihrer Stimme. Warf einen Blick auf die Uhr. „Es ist sechs," sagte er, traurig, aber bestimmt. „Ich hätte gern noch ein wenig mit dir geplaudert. Aber sicher bangen sich deine Eltern nach dir — es wäre unrecht, wollte ich dich weiter deinen kindlichen Pflichten entziehen."

Susanne stand sehr plötzlich auf, reichte ihm die Fingerspitzen.

„Ja — sehr unrecht wäre es," sagte sie kurz und rauschte davon, ehe er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte.

„Sanni," rief er ihr nach. Aber sie hörte nicht mehr, wollte nichts mehr hören.

Draußen, auf der Straße, nahm sie eine Taxe. Erst als der Wagen sich in Bewegung setzte, drückte sie sich in die Ecke. Ihre Schultern bebten — sie biß in ihr Taschentuch, um nicht zu weinen.

Werner Wendland sah sie nie mehr wieder. Er begriff nichts, er war traurig und entrüstet. „Wir hätten so glücklich werden können," dachte er. „Gerade jetzt, wo ich im Begriff war, alle meine Fehler abzulegen. Die Selbstsucht, den Leichtsinn — und die Unaufrichtigkeit! . . ."

■ Fröhliche Ecke ■

Der größte Wunsch. „Rudi, du bist den ganzen Tag so artig gewesen: nun kannst du dir für morgen etwas wünschen!"

„Au fein, Muttchen — dann wünsche ich mir . . ., daß ich morgen unartig sein darf!"